

Mein Tagebuch. Das Zweifrankenstück

Nun muss ich ein wenig von meinem Tagebuch berichten, das die vier Lehrjahre beim Zeigerhaniss gleichsam mit mir gelebt hat, ein heimlicher, verschwiegener Freund, zu dem ich mich je und je zurückziehen konnte, um dann erst recht mit meinem Fürchten und Hoffen und mit meiner verwunderten Einfalt allein zu sein. Diese armseligen Blätter erzählen mir noch heute davon, wie viele Dinge es braucht, um ein junges Leben auszufüllen, wie mancherlei Töne oft in einem einzigen Tag anklingen können. Der Schulmeister von Hohenegg, meines Meisters Bruder, war ohne sein Wissen schuld daran, dass ich eines schönen Sonntagabends meine erste Lebensurkunde, die mit Hilfe eines Leinenfadens zu einem schmalen Notizbüchlein vereinigten Schulheftseiten aus der Versenkung meines Kastenverschlages herausnahm und ihr von Stund an den etwas stolzer klingenden Titel gab: Tagebuch für Gideon Reich. Der Vetter Kasper, wie der alte Lehrer im Hause des Zeigerhaniss für gewöhnlich hiess, hatte mir nämlich auf ein Brieflein von Frieda hin neben ein paar andern Büchern die Geschichte von Robinson gesandt, und die Art und Weise, wie dieser merkwürdige Inselmensch über alle seine Erlebnisse Buch geführt, hatte mir in hohem Masse eingeleuchtet und mich zur Nachahmung angespornt.

Im Anfang schrieb ich fast jeden Abend ein paar Worte in mein Büchlein hinein; kurze Notizen über alles was den Tag über Wichtiges geschehen und geschafft worden war. Es dauerte lange, bis mir das Tagebuch etwas anderes als ein ziemlich einseitiges Arbeitsverzeichnis bedeutete. So ist zum Beispiel für alle Zeiten darin niedergelegt, dass wir an dem und dem Tag auf der unteren Breite die letzten Kartoffeln gesteckt, die eine Hälfte Bodensprenger, die andere Hälfte Rotaugen; dass wir am 3. Mai gleichen Jahres mit dem Umgraben der Reben fertig geworden und dass die Heuernte des schlechten Wetters wegen diesmal bis zum Ulrichstage gedauert habe. Nie vergass ich abends einzutragen, wie es heute beim Ackern gegangen, oder ob meine kleine Sternensense gut oder schlecht gedengelt gewesen sei.

Aber nach und nach fand ich an diesen trockenen Eintragungen doch kein Genügen mehr. Ich hielt es für angezeigt, hier und da eine Glosse zu machen und mich selber über meine Meinung zu fragen, die ich dann bereitwillig, manchmal sogar etwas vorlaut, zum besten gab. Und unversehens kamen mir ausser der Arbeit auch andere Dinge wichtig vor. Zum Beispiel, dass Frieda wieder ganze zwei Tage bei Mettauers in den Reben geschafft oder beim Ernten geholfen; dass Frau Esther in der Küche etwas wegen dem Noldi zu Haniss gesagt habe, worüber dieser einen halben Tag lang kleinlaut gewesen sei.

In meinem Tagebuch kann ich es heute lächelnd nachlesen, wie das Merkwürdige gekommen ist damals, wie aus dem kleinen Wohlwollen, das mich gleich vom ersten Tage an heimlich mit Frieda verband, nach und nach eine tiefe, verschwiegene Zuneigung wurde, die ich noch jetzt nicht aus meinem Leben wegwünschen oder wegdenken mag. Jede Arbeit bekam ein anderes Gesicht, wenn Frieda mit auf dem Felde war. Nach wie vor nahm ich die kleinen Neckereien aus ihrem Munde mit einem gewissen Behagen hin. Sogar wenn sie eine Anspielung auf jenes Buchzeichengeschichtlein machte und mir vorhielt, ich sehe halt das Mineli Stürler immer noch ein wenig gern, blieb ich gelassen, es war mir gar nicht möglich, ihr etwas ernsthaft übel zu nehmen. Dennoch empfand ich es als eine Art Erleichterung, als der Nachtwächter Stürler wirklich eines Tages mit Kind und Kegel aus der Burdi auszog, um es «im Schaffhausischen zu probieren», wie er sagte. Nichts freute mich so sehr, wie die Gewissheit, dass ausser mir niemand um mein angenehmes Geheimnis wissen oder es jemals erfahren konnte. Ich verhehlte dieses Geheimnis sogar vor mir selber mit verständigen und gewählten Bemerkungen in meinem Tagebuch, in denen ich mich unter anderem zu der Behauptung verstieg, es sei ganz unmöglich, im Leben mehr als ein Mädchen gern zu haben, für mich komme einzig Margritte Stamm in Betracht.

Daneben konnte ich die seltsame Beobachtung machen, dass meine Knabenliebschaft mich bereits mit fremden, beinahe wesenlosen Augen von weitem anblickte, fast wie wenn ich von jenen Festtagen wie von der Malerei nur geträumt hätte. Ich sah Margritte selten, und es schien mir, sie sei noch stolzer und in sich gekehrter geworden. Wenn ich mich heimlich ein wenig darüber freute, dass sie jetzt von Hans Kinsperger nichts mehr wissen wollte und den Schulweg nach Trüb in eigensinniger Weise immer allein machte, so dachte ich dabei nur an Hans, dem ich diese Zurücksetzung sehr gern gönnte. Ja, als mir Jaköbli Stocker einmal nach der Kinderlehre unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit mitteilte, dass Margritte elend in des Fabrikherrn Wagenmanns Erwin in der dritten Klasse verkracht sei, und dass er mir von den zweien noch viel mehr sagen könnte, da ging mir das innerlich nicht sehr nahe; höchstens dass ich nun meine erste Untreue oder Unbeständigkeit annähernd ebenso entschuldbar fand wie die wunderliche Hinneigung zu dem viel älteren Mädchen. Diese neue, freilich sehr einseitige Liebschaft bereitete mir im stillen ein viel ungetrübteres Vergnügen als die erste; ich konnte jederzeit fast nur mit innigem Frohsein daran denken. Denn alle meine Wünsche und Gedanken waren knabenhaft, gleich neben dem Gernsehen war das Verzichten daheim. Meine Sorgen drängten sich einzig um Friedas Wohlergehen. Den reichsten und stolzesten Burschen im Dorfe musste sie haben, billiger tat ich es nicht. Etwa den Winterhalder-Heinrich. Wenn dieser im Vorbeigehen ein Scherzwort zu ihr sagte, oder wenn er gar eines Sonntagnachmittags an unserm Lattenhag stehenblieb, Friedas Blumengärtchen rühmte und sich von ihr eine Monatrose oder eine weisse Nelke ins Knopfloch stecken liess, dann klopfte mein Herz in selbstloser Genugtuung. Ich ermangelte nicht, das grosse Ereignis in mein Tagebuch einzutragen, gewöhnlich mit der Randbemerkung, dass ich ihr so einen ruhigen und ernsthaften Hochzeiter doch zehnmal eher gönnen würde, als zum Beispiel den Torbrunner-Noldi, der zu allen Mädchen Spässe sage und von dem man nie wisse, wie er's meine. Mich selber liess ich bei solchen Betrachtungen ohne weiteres aus dem Spiel. Wenn auch auf einem meiner Tagebuchblätter die scheinbar nicht ganz harmlose Notiz zu lesen ist, auf der Winterhalde seien, soviel man höre, die fremden Leute in Lohn und Essen gut gehalten und in einem gewissen Falle möchte ich später so wie so einmal dort als Meisterknecht oder so etwas eintreten, so kann ich hier des bestimmtesten versichern, dass bei der Ausarbeitung solcher Zukunftspläne meine Träume keineswegs herrenlos schweiften, dass mir vielmehr alles weltferne lag, was nicht redlich und einfältig ist.

Eine fast ebenso bedeutende Rolle wie Frieda spielte in meinen Aufzeichnungen eine Zeitlang die Base vom Wäldihofe; ja sogar mein Götti brachte es fertig, dass ich ein- oder zweimal mit einem gewissen Wohlwollen seiner gedachte.

Die Base Käther, deren Krankheit glücklicherweise eine Wendung zum Bessern genommen hatte, kam nun jede zweite Woche einmal ins Dorf herab und vergass nie, bei uns einzukehren. Sie freute sich, dass es mir so wohl ging und dass der Zeigerhaniss so gut mit mir zufrieden war. Jedesmal durfte ich sie noch ein wenig durch den Wald hinauf begleiten, wobei sie mir verständig zuredete und mir mancherlei liebe Verheissungen gab. Zum Beispiel, dass ihr Sparheft mit dem heimlich errackerten und erschundenen Kleingeld wohl später doch einmal ausreichen werde um der Armenpflege alles zurückzubezahlen, was ich gekostet habe. So bekäme ich dann sauberen Tisch und es könne mir später kein Mensch etwas vorhalten. Und sie werde mir auch sonst noch in manchem helfen können, wenn sie das Leben habe.

Ganz unverhofft tat mir auch der Wäldihof nach langen Jahren wieder einmal seine gastliche Türe auf, und zu meiner grossen Verwunderung war es der Götti selber, von dem die Einladung ausging. Ich war an einem heissen Sommernachmittag auf dem Waidacker mit Rübenjäten beschäftigt, als er hemdärmelig, den schweren Rock am Arm tragend, mit rotem, verschwitztem Gesicht den Fussweg herab und an mir vorbeikam. Er stand bei mir still und fragte leutselig, wie es mir gehe und warum ich

nicht schon lang einmal habe sehen wollen was auch der Götti und die Base Käther machten? Dabei rieb er sich beständig mit dem roten Schnupftuch den Schweiß aus den verkniffenen Augen. Er kam auch auf die Arbeit, die ich machte, zu reden und meinte in ziemlich abschätzigem Tone, das sei eine Weiberarbeit, bei ihm auf dem grossen Wäldi gäbe es für so einen wohlgewachsenen Dienstbuben andere Beschäftigung. So wie so sei es auf einem anständigen Hofe kurzweiliger zu schaffen als auf so einem Taurnergütli. Bei ihm werde mit der Pferdhacke gefahren; und mit einem Ross Klee einzuführen, sei allweg auch kurzweiliger als mit dem Stoss karren. Nun, es sei ja recht, wenn ich es bei der Schinderei aushalte, das sei ein Zeichen von Geduld.

Als er weg war, machte ich mir noch lange meine Gedanken. Besonders das wegen dem Pferd hatte mir sehr eingeleuchtet. Was wohl Frieda dazu sagen würde? ... Der Götti liess es sich nun nachdrücklich daran gelegen sein, meiner Arbeitskraft nachzustellen und mich vom Zeigerhaniss wegzulocken. Doch seine Mühe war nicht mit Erfolg gekrönt, denn an der Base Käther hatte er eine zähe und entschlossene Widersacherin, die heimlich alle seine Anschläge geschickt durchkreuzte. So gern sie mich auf dem Wäldi haben möchte, so etwas gehe nicht an, sagte sie bestimmt. Schon allein das gehe nicht an, einen halbwüchsigen Knaben neben das Gesindel von herabgekommenen und versoffenen Leuten zu tun, wie sie der Götti in der Herberge und von der Strasse auflese, nur weil er meine, mit solchen Kreaturen um ein paar Rappen billiger zu fahren.

So blieb ich zum Glück, wo ich war, und nicht zuletzt mein heimliches Wohlgefallen an Frieda war schuld, dass ich mich innerlich hierüber freute. Denn mit einem Ross über Hof und Feld, ja vielleicht einmal durchs Dorf zu kutschieren, das wäre halt doch auch etwas gewesen!

Ich kann nicht sagen, dass sich Frieda besondere Mühe gegeben hätte, mir meine Sorgen um ihre Zukunft zu erleichtern oder abzunehmen. Es kam mir geradezu unverständlich vor, dass sie den schüchternen Winterhalder nach wie vor missachtete und sich sogar über ihn lustig machte, während sie im Gegenteil an Noldi förmlich den Narren gefressen zu haben schien und mit sichtlichem Vergnügen so oft als möglich zu Mettauers tagelöhnen ging. Schors Schwengeler, der damals etwa auf dem Torbrunnenhofe als Ackerbub aushelfen musste, hinterbrachte mir mit vielsagendem Augenzwinkern allerlei Klatschereien, von denen ich ihm zwar nicht die Hälfte glaubte, die mir aber heimlich doch viel zu schaffen machten. Das eine Mal wollte er bemerkt haben, wie der Noldi eine halbe Stunde lang seelenallein bei der Frieda in der Waschküche gestanden und wie es eine Weile ganz mäuschenstill drinnen gewesen sei; oder dann war Frieda eines Abends vor dem Heimgehen noch zu Noldi in die Futtertenne hineingegangen, warum wisse er nicht ... Einweg mache der Noldi immer ein Gesicht wie ein Laubkäfer, wenn er die Frieda ansehe. Und einmal beim Vesperessen auf dem Nächstacker habe er seine Klobenfinger extra auf ihre Hand gelegt und sie habe nicht dergleichen getan, als ob sie es merke. Er, Schors, habe natürlich nebenaus gesehen, aber er sei halt in solchen Sachen nicht von Simpelfingen und wisse schon die längste Zeit, wo der Storch über den Winter daheim sei.

Ich machte mir eine ernsthafte und unendliche Arbeit daraus, auf Frieda und Noldi acht zu geben und ihr Tun mit Argusaugen zu überwachen; besonders da der Noldi nach und nach immer öfter in unser Haus kam, während er daneben, wie mir Schors Schwengeler sagte, bei jeder Gelegenheit auch mit der Steffen-Julie schön tat. Friedas Eltern schienen ihrerseits blind zu sein, was mich oft in wirklichen Zorn brachte. Tag und Nacht studierte ich daran herum, wie ich sie am wirksamsten vor der drohenden Gefahr warnen könnte; aber nie wagte ich ein Sterbenswörtchen laut werden zu lassen aus Furcht, Frieda könnte es mir übelnehmen.

Nicht am wenigsten ärgerte ich mich, wenn ich für die jungen Leute den heimlichen Botengänger und Liebesbrief träger spielen musste. Frieda machte sich ein besonderes

Vergnügen daraus, mir hin und wieder abends ein verklebtes Zettelchen für Mettauers zu übergeben mit der Zumutung, den Bericht ja niemand anderem als Noldi selber auszuhändigen.

Ich empfang und besorgte diese Aufträge immer mit ingrimmigem Schweigen, brachte auch die Antwort jeweilen mit ähnlichem innerem Behagen aber immer unverletzt in Friedas Hände zurück und wurde auf diese Weise der zuverlässige Vertraute und scheinbare Verbündete der Beiden. Frieda schien ganz genau zu wissen, wie es um mich stand und dass sie ganz nach Belieben über mich verfügen konnte. Sie hatte manchmal ein ganz sonderbares Lächeln um die Lippen, wenn sie mir wieder etwas auftrug. Aber ich brachte es nicht ein einziges Mal übers Herz, den im Zorn gefassten Beschluss auszuführen und eines der Brieflein in die unrechten Hände abzugeben. Die beiden trieben es nach und nach für meine Begriffe etwas arg, sie gingen sich, wie man sagt, nicht mehr aus dem Wege. Als Frieda einmal in den abgelegenen Zeislerreben Schosse aufheftete, während ich nebenan mit der Hacke schaffte, kam der Torbrunner-Noldi an den Reben vorbei, ganz zufällig, wie er behauptete, obschon ich mich daran erinnerte, dass ich ihm eben so zufällig gestern abend ein Brieflein hatte überbringen müssen. Nun bemerkte Frieda zufällig, dass sie zu wenig Bindstroh bei sich hatte, und schickte mich fast eine halbe Stunde weit heim, um einige Bündchen zu holen. Zur Vorsicht zählte ich vor dem Weggehen mit den Augen die auf gehefteten Rebenzeilen und konnte bei der Rückkehr zu meiner Genugtuung feststellen, dass sie in der Zwischenzeit nur um drei Reben weitergekommen war. Am gleichen Abend kam der Noldi noch in irgendeiner Angelegenheit zum Zeigerhaniss hinauf und trank ganz harmlos Most in der Stube. Da ihn Frieda jedesmal hinaus zu begleiten pflegte, versteckte ich mich rechtzeitig hinter Steinlis Scheuerbirnbaum, um die beiden einmal richtig belauschen und dann alles an den Tag bringen zu können. Ich musste mehr als eine Stunde warten. Als sie endlich herauskamen, hatte mich der Noldi sogleich bemerkt. Er sagte mit königlicher Gelassenheit: «Geh' nur hinein, Gideon, die Scheuerbirnen fallen noch nicht, und du frierst ja barfuss dort im nassen Gras.» Frieda glaubte noch hinzufügen zu müssen, dass sie und der Noldi gar kein bisschen Angst hätten allein, es sei ihnen noch nie etwas passiert.

Am andern Morgen sprach mir der Zeigerhaniss beim Kleeholen in besorgter Weise zu, ich solle dann allenfalls das wegen dem Arnold und der Frieda, wenn ich etwas gemerkt hätte, für mich behalten. Es gehe jetzt vorläufig, bis es ganz sicher sei, noch niemanden etwas an.

Am Sonntag darauf begegnete mir der Noldi auf dem Wege zur Kinderlehre. Er gab mir auf der Strasse neben Stettler-Wolfgangs Krautgarten ein Zweifrankenstück und sagte, er sei zufrieden mit mir, ich hätte meine Sache bis jetzt brav gemacht. Ich behielt das Geldstück während der Kinderlehrstunde in der Hand und fühlte und rieb daran. Daheim versorgte ich es in dem verborgenen Schubfach meines Kastens, da wo es am tiefsten ist.

Frieda fragte mich beim Abendessen, ob ich mit dem Botenlohn zufrieden sei? Dabei lächelte sie wieder so merkwürdig in sich hinein; nicht anders, als wenn sie mich noch einmal in den Brunnentrog gestellt hätte.